

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 5

Artikel: Spatzen und Menschen

Autor: Ryser, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die leisen Dinge.

Von Maria Kraigher.

Es sind Zeiten in jedem Leben, wo Einsamkeit unter Menschen die Seele erfaßt. Tausend unsichtbare Fäden weben und spinnen und ziehen nach der anderen Seite. Das Herz kann nicht mehr mit in Alltagsfreude. Müde ist die Sehnsucht von langer Wanderschaft.

Und hier beginnt die Sprache der leisen Dinge.

Da ist ein Winterwald in silberner Rüstung. Jede Linne ist ein treuer Wächter vor den Toren deiner Seele. Und du gehst durch die Stille und bist zuerst ganz allein. Da löst sich ein Schneewölkchen unter dem flüchtigen Tritt eines Vogels und stäubt leise flirrend hernieder. Und ist wie Elsentritt, wenn es auffällt. Und dann nimmt dich die Seele des Waldes in die Arme. Du bist nicht mehr einsam. Deine Seele hat die schimmernde Brücke gefunden, die sanft hinüberführt zu Baum und Tier und silbernem Leuchten.

Ein Sonnenstrahl tanzt über den grauseitigen Buchenstamm, deinen Augen zur Freude. Du hörst ein kleines verlorenes Vogelstimmen und dein Herz ist voll Zärtlichkeit. Und am Waldrand, wo die Büsche im Raufrost stehen und rote Hagebutten leuchten, geht der Blick über das sprühende, flirrende Feld zu den fernen Bergen, die ihre reinen, kühnen Linien in das tiefe Blau des Winterhimmels stürzen. Und dein Herz wird weit und die müde Sehnsucht wird wieder jung und gläubig und breitet ihre Wandersflügel. Es ist, als ob die flammende Klarheit der Landschaft die Kraft hätte, alles Erdenleid aufzusaugen und zersprühen zu lassen in dem tiefen Leuchten.

Blauhimmernd geht der Fluß durch das Land, mit kleinen tanzenden Strudeln und silbernen Wellchen, die sich überstürzen und haschen wollen. Er trägt fröhliche kleine Eisschollen mit sich, die der Frost mit seinem eigensinnigen Gefieder bedekt hat, so daß sie aussehen wie fremde Blumen und Vögel aus fernen Reichen. Doch wenn er in die schmale Schlucht kommt, wird sein Wasser eisig grün. Und auf den Steinblöcken liegt der vereiste Schnee und sie sind wie große schimmernde Muscheln. Das Wasser schäumt um sie, und nun ist der Fluß ein richtiger Wildbach geworden, ungestüm und böse. Aber auf einem Steinblock, mitten in all der Unrat sitzt ein kleiner, brauner Vogel mit weißer Brust und Kehle und singt. Es ist immer derselbe Ruf, den er hinaus trillert und in ihm liegt alles Wissen um kommenden Frühling und Sonnenwärme, um Blumengesichter, über die der Wind streicht und flüsternde Bäume in blauen Nächten.

Ein Reh ging hier über den verschneiten Pfad. Die Spuren seiner zierlichen Hufe sind sanft und unbeschreiblich zärtlich in den flimmernden Schnee eingedrückt. Ich sehe mit den Augen meiner Seele, wie es vorsichtig und anmutsvoll durch die schweigende Mondnacht ging, wie eine verzauberte Märchenprinzessin. Stolz und schen zugleich.

Wenn der frühe Morgen seine Rosenkränze flieht, bekommt jeder Berggipfel ein goldenes Krönchen. Das leuchtet und glüht, bis schließlich die ganzen Berge eingehüllt sind in rotes Feuer. Über des Nachts, wenn das Mondlicht sie sanft umblaut, sind sie wie schlafende Götter in silbernen Schleiern. Ganz fern und unirdisch in ihre tausend Träume versunken. Doch in den Nächten, wo die unzähligen Sternenaugen über ihnen leuchten, wachen sie auf und beginnen zu flüstern von uralten Dingen. Und ihr Hauch weht über die schlafende Erde und verhallt in den lauschenden Wäldern.

Eine Glocke klingt durch die klare Luft. Es ist nur eine kleine, müde Dorfglocke. Aber sie ruft so eindringlich, bis sie den Weg zu deinem Herzen gefunden hat. Und wenn sie verstummt ist, lauschest du ihr nach, wie einer lieben Stimme.

Der Fischweiher ist nun ganz zugefroren. Im Sommer, als alles in ihm und um ihn voll Leben war, hauste hier der Eisvogel. Wenn er durch die Luft sauste, war es, als ob viele Edelsteine aufleuchteten. Nun hat er sich ein neues Jagdrevier gesucht, der wunderschöne kleine Räuber. Eine Maus in ihrem struppigen Winterpelzchen raschelt im trockenen Schilf und in der Heide ist große Spazierversammlung. Menschennähe ist zu fühlen. Kinderfüße kreuzten hier den Weg und die Rufen ihrer Schlitten. Am Abhang drüben lärmst und jauchzt es. Und die leisen Dinge bleiben zurück, hinter perlenschimmernden Schleiern und du trägst nur in deinem Herzen noch den Nachklang ihrer sanften Stimmen in dein einsames Menschenleben.

Spazier und Menschen.

Von Hermann Ryser, Bern,
mit Aufnahmen des Verfassers.

Über die Frage, ob der Spatz nützlich oder schädlich sei, ist schon viel geraten worden und es wird zumeist die Anschauung verfochten: er gehöre zu den völlig überflüssigen und verabscheuungswürdigen Geschöpfen. Jeder überlegende Mensch erwerbe sich durch des Spatz Ausrottung unsterbliche Verdienste, denn noch niemals habe man wahrnehmen können, daß sich der Frechling an der Ungeziefervertilgung beteilige. Es gefällt den Spatzfeinden, ihn in einem Atemzuge mit Wanzen und Flöhen aufzurufen.

Nun ist zwar die Fliegen- und Mückenjagd nicht gerade des Spatz liebster Zeitvertreib; er überläßt dieses Gebiet neidlos den windschnellen Rotschwänzen, Bachstelzen und Schnäppern. Nichtsdestoweniger sehen wir den Bielgeschmähten zuweilen scharf hinter Maitäfern und anderem nahhaftem Kleingetier her.

Das Ausrottungsurteil wird in der Regel damit begründet: der Spatz schmälere in ganz entsetzlicher Weise den Ertrag von Feld und Garten und es ist ihm auch in dieser Hinsicht ganz gewiß manches vorzuwerfen. Es ist aber auch jedermann bekannt, daß Distelfink und Star fast immer in riesigen Gesellschaften schwärmen und sich sozusagen ganz mit Feldraub durchschlagen. Der Spatz unternimmt ja zu gewissen Zeiten ebenfalls Abstecher in die Acker, aber im allgemeinen zieht er die Nähe menschlicher Wohnstätten vor. Es scheint, daß er zu seinem Wohlbefinden Menschen um sich haben muß und eines Gebietes mit unzähligen Verstecken bedarf. Er wechselt seinen Standplatz entweder nie oder nur vorübergehend.

Des Spatz hervorstehendste Eigenschaft ist eine wundersame Mischung von Scheue und bodenloser Frechheit. Zwischen ihm und den Menschen besteht, abgesehen von einigen körperlichen Abweichungen, in der einen Hinsicht ein gewaltiger und in anderer gar kein Unterschied. Gemeinsam wohnt jedenfalls beiden der kalte berechnende Eigennutz inne. Während aber dem Menschen zu seinem Fortkommen unbegrenzte Hilfsquellen zu Gebote stehen, ohne daß er sich an fremdem Gute vergreifen müßte, wächst für den Spatz tatsächlich nichts, das er ohne das Wutgeschrei seiner Widersacher fressen dürfte. Er mag erhaschen was er nur will — stets wird er Dieb gescholten. Daß er unter diesen betrübenden Verhältnissen seinen Bedarf an Nahrung immer dort deckt, wo er ihm am nächsten liegt, dürfte nicht wundern.

Wenn der Spatz den Verfolgungen seitens des Menschen eine ungeheure Frechheit entgegenstellt, weiß er doch ganz genau, daß er nirgendwo seines Lebens auch nur auf Augenblide sicher ist. Das Unbefümmertsein der zierlichen Meisen am Futtersaal kennt er nicht, denn die Fälle, da man ihm Futter streute und ihn hinterher mit einem tüdischen Schrothagel abzumurksen trachtete, haften fest in seiner Erinnerung. Und nebenbei wimmelt es in Heden, Gräben und auf den Dächern von blatlüsternen Miauhern, die dar-

auf aus sind, ihm, dem Bestgehaßten, den Verbensfrohsinn auszutreiben. Frau Mieze ist zwar oftmaß unglaublich dumm, denn sie vergißt zuweilen, daß der Spatz unverschämterweise auch noch fliegen kann. Sie segelt dann in fühlrem Sprung über die Dachrinne weg ins Leere und windet sich mit geborstenen Rippen auf dem Straßenpflaster. Dann gibt es Garteninhaber, die von einer vereinzelten, wenn auch noch so kümmernden Beerentauda das Recht ableiten, alles mit Blei zu besprühen, was nach einem Vogel aussieht. Vogelscheuchen schreden den Spatz bloß ganz kurze Zeit, dann lebt er sich drauf und höhnelt über den Erbauer.

Der Spatz fräß (lies stiehlt), weil ihm hungegt; hat er sich jedoch gesättigt, so pfeift er auf allen irdischen Besitz. Ganz anders der Mensch. Ihm genügt nicht am vollen Magen. Sein Ziel ist der Überfluß, den er durch Ausbeutung seiner Artgenossen zu erreichen strebt. Es ist eine Errungenschaft unserer Kultur, daß sich jeder für morgen vorsieht und sein Fortkommen durch Vorräte sicherstellt. Und ob diese Aufstappelung gleich die Aushungerung seiner lieben Mitmenschen zeitigt — darüber mag er sich den Kopf nicht zerbrechen. Ihm genügt zu wissen, daß die Anhäufung von Gütern gleichbedeutend ist mit Ehre und Macht und daß die Richtshaber anbetend vor ihm im Staub liegen.

Der Spatz legt keine Vorräte an; sein Speicher ist der Magen und der ist sehr oft leer. Stellt er irgendwo seinen Hunger, dann schimpft ihn der Mensch Dieb und wäre die Beute auch nur eine herrenlose Pferdesemmel.

Des Spatzens Frechheit ist sprichwörtlich. Es macht ihm nichts aus, in Küchen und andere menschliche Heiligtümer einzudringen und sich an Dingen zu erlauen, die man gerade ihm nicht gönnt. Auch gesellt er sich gerne den Hühnern und Tauben zu und holt sich aus dem Futtertroge seinen Anteil. Und der Mensch führt des Spatzens Untaten mit der Donnerbüchse. Aber ihr zum Trotz sorgt der Spatz eigenmächtig dafür, daß seine Art so rasch nicht ausstirbt. Der Schießer kann die Frechlinge sippeweise zusammen-



Der kleine Ged.

Aufnahme von Herrn. Ryser.



Ein alter Kämpf.

Aufnahme von Herrn. Ryser.

knallen und die Überlebenden sorgen für reichlichen Nachwuchs. Wenn alle Eier faulen — dann bleiben doch dem Spatzens seine sicher gut.

So rasch wie die Vernichtung der Pelztiere wird man das Spatzengeschlecht nicht umbringen. Erst wenn er einmal als Schmuck auf Damen Hüten Gnade gefunden, dürfte seine Stunde geschlagen haben, sowie der Damen Hut auch für andere Tiere die Totenglocke war. Oder wenn die Abendkleider aus Vogelbälgen ernsthaft Schule machen sollten. Die Pelze sind rar geworden; Jäger und Kürschner machen bereits aus der Not eine Tugend und rüden den Maulwürfen, Ratten und Kaninchen forscht auf den Leib. Wir werden uns einmal an vormexikanische Federgewänder gewöhnen müssen, wenn das Zeitalter der Maulwurfs-, Ratten- und Spatzfarmen herangenaht ist.

Im Gegensatz zum Spatz stellt der Mensch als wohlausgebildetes Verstandesgeschöpf seinen Eigennutz zum ge ringsten Teil schamlos zur Schau; er sucht ihn vielmehr auf jede Art zu bemänteln und zu beschönigen. Mit barmherzigem Augenaufschlag gibt er etwas von seinem Überfluß her, macht rechtsumkehr und nimmt das Gegebene doppelt einem andern weg. Wenn der Spatz dagegen etwas fräß (lies stiehlt), das nicht ihm gehört, so leitet ihn der reine Erhaltungstrieb, der jede Hemmung in der Aneignung fremden Gutes glatt besiegt.

Trotz allein Ungemach bleibt der Spatz ein zufriedener Kerl. Sein fröhliches Gemüt läßt ihn selbst beim ärgsten Sudelwetter, wenn sein Magen noch so knurrt, den Humor nicht verlieren. Was dem Menschen den Frohsinn gründlich vermindert, das bleibt beim Spatz ohne ersichtlichen Ein druck; er sitzt wohlgelaunt unter dem Vordach und plaudert angeregt mit seinen Genossen.

Wenn der Spatz Junge hat, wendet er seine ganze Sorge diesen zu und es werden die Sprößlinge wochenlang nicht allein von den Eltern, sondern auch von Onkeln und Tanten gewissenhaft gefüttert.

Das Verhalten der alten Spatzen unter sich ist krass eigennützig und futterneidisch. Da sichten wir auf der Dachrinne vier Spatzen. Werfen wir nun vier Brockenrumen auf die Straße, so fällt zumeist nicht etwa jeder der vier über eine der Krummen her, sondern alle vier Hungerleider stechen auf ein und denselben Bissen. Der eine packt ihn, wendet sich damit ab und will ihn in aller Beschaulichkeit anpinkeln. Das dulden aber seine Begleiter nicht. Weil der Spatz seine Beute mit den Zehen nicht festhalten kann, muß er nach jedem abgetrennten Krümchen den Brocken wieder fallen lassen und auf eben diesen Augenblick warten seine Genossen. Links und rechts vom derzeitigen Brockeninhaber stellen sich die Neider auf und tun als wäre ihnen gar nicht ums Fressen. Raum wird aber der Bissen frei — hat ihn

schon ein anderer. Und so wird die Kugeln lautlos hin und her gezerrt und wechselt jeden Augenblick den Besitzer.

Eigentümlich ist, daß sich der Spatz bei diesem aufreizenden Eigentumswechsel nicht ärgert. Auf den Menschen übertragen müßten die spätzlichen Gebräuche unbedingt zu blutigen Auseinandersetzungen oder dann zum Irrenhaus führen.

Aber auch wenn der Boden mit Futter übersät ist, zieht es der Spatz vor, sich der Beute des andern zuzuwenden. Denn stets ist die Habe des andern begehrenswert. Ob er dies wohl nicht auch dem Menschen abgegaukt hat?

Physikalischer Mediumismus.

Über dieses Thema hielt der Münchener Nervenarzt Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing am 18. Januar im überfüllten Großeratsaal einen zweistündigen hochinteressanten Vortrag. Der Wissenschaftler von gestern verbindet mit dem Begriff Okkultismus die Vorstellung von Taschenspielerkünsten und Schwindeleien, auf die nur leichtgläubige Laien hereinfallen können. Er lehnt die Beschäftigung mit diesen Erscheinungen als seiner nicht würdig ab. Schrenck-Notzing sprach im Eingang seines Vortrages mit einer gewissen Bitterkeit von dieser Idiosynkrasie der Gelehrten seiner Wissenschaft gegenüber. Man begreift diese Bitterkeit, wenn man bedenkt, daß die Erforschung okkuler Phänomene seine Lebensaufgabe geworden ist. Er hat die Resultate jahrzehntelanger Forschung in einem gewichtigen Buche niedergelegt und ringt jetzt um die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Absicht und Glaubwürdigkeit. Das Neinmenschliche in diesem Kampfe einer neuen Wissenschaft gegen den Reid und die Missgunst oder auch nur gegen den Skeptizismus des konservativen Teiles der Forschergruppe zwingt zum interessierten Aufhorchen. Hat man es nicht schon erlebt, daß geächtete und verbrannte Neuerer später Recht bekamen?

Der Vortragende rechnete damit, Ungläubige überzeugen zu müssen. Vorab grenzte er sein Forschungsgebiet ab gegen das des Spiritismus. Mit der Geisterlehre haben seine paraphysischen und paraphysischen Experimente nichts zu tun. Von diesen beiden Gruppen okkuler Phänomene beleuchtete sein Vortrag nur die eine, die physikalische. Sie ist die augenfällige und den heutigen Forschungsmethoden am besten zugängliche. Denn hier handelt es sich um Vorgänge, die mit den Augen und Ohren, ja mit dem Tastsinn wahrzunehmen sind. Man kann sie experimentell behandeln, kann sie herbeiführen, unter Bedingungen stellen, messen und sogar auf die photographische Platte bannen. Ein Medium verrichtet Leistungen, die alle physikalischen Gesetze umzustößen scheinen. Es dreht aus Entfernung von ein bis eineinhalb Metern, ohne irgend ein äußerliches Hilfsmittel, eine Musikdose, blättert ein Buch um, hebt einen Ball, ein Gefäß, einen schweren Magnet (und zwar mit den Schenkeln nach oben), ein Tischchen, schwere Hanteln. Es hebt sie meterhoch, hält sie sekundenlang in der Schwebe, um sie plötzlich fallen zu lassen. Ja man hört von Elevationen, wobei das Medium sich selbst in die Luft hebt. Und doch handelt es sich auch bei der Telekinese (Fernbewegung) nicht um übernatürliche Vorgänge, sondern um Leistungen von Kräften aus der sichtbaren Physik. Nur daß diese Kräfte bisher noch nicht erforscht und erkannt worden sind. Das Medium hat die Fähigkeit, Kräfteausstrahlungen in einer gewissen Entfernung außerhalb seines Körpers zu materialisieren und zu plastischen Gebilden zu gestalten, die wie Hände oder Füße mit Fingern oder Greifkrallen aussehen und von großartiger physikalischer Leistungsfähigkeit sind.

Schrenck-Notzing experimentiert vorwiegend mit den beiden Medien Willy und Rudy Schneider. Es sind jugendliche Leute aus dem Volke. Rudy ist noch ein Knabe und seine Medialeistung steht noch in der Entwicklung. Dass die medialen Fähigkeiten fortgebildet werden können, zeigt der

Fall des bayrischen Lehrers, der ohne Schlafzustand telekinetische Leistungen zustande bringt, und zwar bloß mit systematischer Willensübung, gleich wie die indischen Yogi's zu ihren wunderbaren Künsten kommen.

Das paraphysische Experiment gelingt den meisten Medien nur unter ganz bestimmten, durch Versuche ausprobier-ten Bedingungen. Schrenck-Notzing legte ausführlich, durch Zeichnungen und Lichtbilder unterstützt, die Bedingungen seiner Experimente dar. So ist ein Raum ohne Weißlicht, ein dunkler Tuchvorhang, eine bestimmte Anordnung der Sitzplätze, eine beschränkte Anzahl Teilnehmer u. s. für das Gelingen Voraussetzung. Das Medium ist gleich dem Künstler von individuell bedingten Stimmungsgesetzen abhängig. Es kann leicht in seiner "Arbeit" gefördert werden und bringt dann überhaupt nichts zustande. Wichtig ist jedenfalls auch die psychische Einstellung der Zuschauer, die nicht absolut negativ sein darf. Dieser Umstand hat die Medialexperimente in den Geruch der Charlatanerie gebracht. Entlarvte Schwindelieben werden ungerechterweise verallgemeinert.

Die Münchener Experimente vollziehen sich nach einer vom Vortragenden aufs Genaueste mit Hilfe von Zeichnungen und Lichtbildern erklärten Methode. Zur Sichtbarmachung der Vorgänge arbeitet Professor Schrenck mit rotem Licht. Das Medium, das sich extra umkleiden mußte, wird von Kontrollpersonen, die wissenschaftlich interessiert sind und auf die Lichtbilde namhaft gemacht wurden (Prof. Gruber von der Münchener Hochschule), an beiden Händen festgehalten, so daß der Gebrauch der Glieder völlig ausgeschlossen ist. Zum Überfluß werden seine Kleider mit leuchtenden Knöpfen versehen, die auch im Dunkeln die Bewegungen der Glieder kontrollieren lassen. Zwischen den zu bewegenden Gegenstand und das Medium wird ein Stoffschild gestellt, der nur eine schmale Spalte besitzt auf der Höhe der Körperstelle des Mediums, von dem die Emanation (Ausstrahlung) ausgeht (Stirn, Oberarm, Schenkel oder Hände). Im Momente der Höchstleistung wird die teleplastische Materialisation auf dem Wandvorhang sichtbar und kann vom aufmerksamen Photographen auf die lichtempfindliche Platte gebracht werden. Es ist durch Vereinbarung mit dem Medium sogar möglich geworden, plastische Beweise der materialisierten Emanation aufzunehmen. Das Medium läßt das teleplastische Glied einen Augenblick in bereitgehaltenes, durch eine Flamme flüssig gemachtes Paraphin tauchen, das man sofort abfühlt und mit Gips ausgießt. Das Lichtbild dieser Gipsabdrücke wirkte überzeugend. Ueberwältigend eindrucksvoll mußte für den Teilnehmer des Experimentes das Gefühl gewesen sein, als ihm, wie der Vortragende berichtete, die „Geisterhand“ den Ring vom Finger und den Schuh vom Fuße zog. Ein polnisches Medium „arbeitete“ bei Professor Schwend mit einem Kraftfaden von Fingerspitzen zu Fingerspitzen, die auf einer mikroskopisch vergrößerten photographischen Platte sichtbar wurde.

Der Zusammenhang der teleplastischen Erscheinung mit dem Medium ist nachweisbar. Wenn man zwischen sie und das Medium hineingreift oder gar mit einem Messer Schnittbewegungen macht, so äußert das im Trancezustande sich befindliche Medium Schmerzempfindungen und erwacht augenblicklich. Ueber die Wesenheit des magischen Gebildes herrscht noch völlige Ungewissheit. Die Erscheinung dauert nur eine halbe bis drei Sekunden lang und ist nicht viel mehr als ein Fluidum, aber eines, das mit großen Mengen von physikalischen Energien gefüllt ist.

Das paraphysische Rätsel aufzuhellen, stellt eine hervorragend wichtige wissenschaftliche Aufgabe dar. Über welcher Wissenschaft steht sie zu, der experimentellen oder der spekulativen? Der Vortragende äußerte sich nicht über diese Frage. Einstweilen scheint es erst noch notwendig zu sein, die Gelehrtenwelt von der Realität der paraphysischen Phänomene zu überzeugen, also Forschungsmaterial zu sammeln. Wir sehen den Münchener Gelehrten auf diesem Gebiete unentwegt arbeiten und können seinem wissenschaftlichen Ernst